

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 12

Artikel: Lydia und die Sparsamkeit
Autor: Fricker, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669306>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LYDIA

UND DIE SPARSAMKEIT

Die Morgenpost brachte Lydia eine Ansichtskarte vom Eiffelturm und eine Einladung zur Hochzeitsfeier ihrer Freundin Anita. Sie las zuerst die Karte. Johanna, die Beneidenswerte, verbrachte herrliche Ferien in Paris. Lydias Züge nahmen einen missmutigen Ausdruck an. Sie blickte in den kleinen Spiegel über der Anrichte. Ihr Haar sollte frisch gelegt werden; die Winkel des blassen Mundes zogen sich unzufrieden nach unten, und der alte, verwaschene Kittel verbarg die schlanke Taille. Wieder trat Johannes elegante Erscheinung in ihr Bewusstsein und sie erinnerte sich an deren Ausspruch, dass sie jederzeit freudig ihre glänzende Stellung aufgeben wollte, wenn sie den Mann fände, den sie genug liebte, um ihn zu heiraten. Lydia behielt ihre Gedanken damals für sich; ihre eigene Ansicht war, dass die Ehe einer Frau alles Annehmbare des Lebens raubte: Jugend, Frohsinn, Sorglosigkeit, Freiheit. Was tauschte sie dafür ein? Eine Reihe monotoner Tage, einer genau wie der andere, dazu einen Gatten, dessen Gefühle erkaltet waren, und der in seiner Arbeit aufging.

Die fünfjährigen Zwillinge und der Haushalt füllten Lydias Tagewerk aus. Trotz einer allwöchentlichen Hilfe fühlte sie sich des Abends zu müde, um sich für Henri schön zu machen, und ihm statt einer abgemagerten Hausfrau eine verständnisvolle Gefährtin zu sein.

Sie erinnerte sich an einen Streit, als Henri ihr sagte: «Das Betrübliche an dir ist, meine Liebe, dass du es nicht verstehst, dich zu entspannen. Du bist eine sture Hausfrau geworden und hast jeglichen Humor verloren.»

«Humor!» hatte sie zornig ausgerufen. «Mit zwei Kindern und ein ganzes Haus zu besorgen, vergeht dir der Humor! Aber Männer verstehen das nicht. Du hast es einfach, du kannst den ganzen Tag an deinem Schreibtisch sitzen.» Es war ein

schlimmer Streit gewesen und leider nicht der letzte.

Über den Wascheimer gebeugt, hing Lydia ihren Gedanken nach. Ob es wohl anderen Ehen auch so erging, dass sie mit der Zeit stumpf und langweilig wurden und nur noch aus Gewohnheit und Notwendigkeit, die Familie zusammenzuhalten, bestanden? Wo waren Glanz und innere Freudigkeit der ersten Zeit geblieben? Eine Träne rollte über Lydias Wange und verschwand im Seifenschaum.

Es war beinahe sieben Uhr, als Henri nach Hause kam. Seine Lippen streiften leicht ihre Wange, bevor er sich setzte und die Zeitungen entfaltete. Er war ein gutaussehender junger Mann mit einer dunklen Haarmähne und einem unerwartet hervorbrechenden, charmanten Lächeln. Einst brachte sein blosster Anblick, wenn er ihr die Strasse hinunter entgegenkam, Lydias Herz zum Rasen, aber das war früher gewesen — im Frühling ihrer Liebe. «Wir sind zu Anitas Hochzeit eingeladen», bemerkte Lydia während des Nachsessens, nachdem die Zwillinge zu Bette gebracht waren.

«Ich sah die Karte», nickte Henri. «Wir werden ein Geschenk senden müssen. Nehmen wir die Einladung an?»

«Weshalb nicht?» Lydias Stimme klang scharf. «Meine Mutter wird die Kinder hüten.»

«Erinnerst du dich an unsere eigene Hochzeit?» fragte plötzlich Henri. «Es war Januar, und überall lag Schnee.»

Lydia nickte, der Abglanz eines Lächelns erschien auf ihrem Gesicht. «Johanna trug ein Kleid aus dunkelrotem Samt, und ich hatte weisse Rosen.» Sie seufzte tief auf: «Wie jung ich damals war!»

«Und jetzt bist du fünfundzwanzig und alt, nicht wahr? Ueberlastet mit Familie und Haushalt.» Seine Stimme klang scherzend, mit einem Unterton von Zärtlichkeit. «Möchtest du lieber Johanna sein», er deutete auf die Karte mit dem Eiffelturm, «und in Paris eine herrliche Zeit verleben? Keine Haushaltpflichten haben, keinen Gatten, keine Kinder?»

«Zu denken, dass Johanna sich dies alles wünscht!» staunte Lydia. Henris Lächeln verschwand. «Du sagst das in einem Ton, als hieltest du Johanna für übergescchnappt. Du bereust es wohl, geheiratet zu haben?»

«Lass uns nicht streiten», antwortete Lydia nur und kam sich sehr friedfertig vor.



Alt-Bergamo, Piazza Vecchia

Am Morgen telephonierte Lydia ihrer Mutter. Frau Legler war sofort einverstanden, an Anitas Hochzeitstag die Zwillinge zu hüten.

«Was wirst du anziehen?» fragte sie die Tochter.
«Ich werde mir einen neuen Hut kaufen müssen», erwiederte diese missvergnügt.

«Und ein neues Kleid», entgegnete die Mutter.
«Frau Notter kann am Mittwoch zu den Kindern schauen, während wir einkaufen gehen. Seit du verheiratet bist, achtest du viel zu wenig auf dein Aeusseres», setzte sie hinzu.

«Ich habe keine Zeit dazu.»

«Unsinn! Soviel Zeit hat man immer. Zudem bist du es deinem Gatten schuldig.»

In Lydia regte sich ein leichtes Schuldbewusstsein. Ein Mann liebt es nicht, wenn seine Frau sich gleichgültig und schäbig kleidet. Trotzdem steckte sie am Mittwoch die Noten für die Einkäufe sehr widerstreßend in ihr Handtäschchen. Wieviel Nützliches sich für dieses Geld kaufen liesse!»

«Wir gehen zu Speider, denke ich», sagte Frau Legler ermunternd auf dem Wege zur Stadt.

«Speider ist teuer», wandte Lydia ein, in Gedanken die Ausgaben berechnend. «Was hat es für einen Sinn, ein teures Kleid zu kaufen und es einziges Mal zu tragen?»

«Du wirst es nicht nur ein einziges Mal tragen, wenn du vernünftig bist», widersprach die Mutter.

«Du bist selbst schuld daran, dass du in deiner Ehe so wenig Abwechslung hast. Niemand zwingt dich, Sklavin des Haushaltes zu sein.»

Lydia antwortete nicht, sie fand ihre Mutter sehr unverständlich. Sie kauften zuerst den Hut. So- gar Lydia reute diesmal das Geld nicht, denn die zartrosa Federchen überhauchten ihr Gesicht mit einem warmen Schein und legten kupferne Lichter in ihr Haar.

«Ich sah ein Handtäschchen in genau derselben Farbe wie der Hut», sagte Frau Legler erfreut, «ich werde es dir schenken. Es nützt nichts», fügte sie scherzend hinzu, «wenn du mir vorschlägst, dir für das Geld lieber einen neuen Besen zu kaufen!»

Bei Speidler lag ein entzückendes Kleid in der Auslage, dunkelblau mit grossen rosa Tupfen und sehr elegantem Schnitt, nur dämpfte das kleine Preisschild daneben Lydias Begeisterung. Im Fenster um die Ecke lag ein anderes, unidunkelblau, sehr einfach, und um die Hälfte billiger. «Uniblau wäre praktischer», murmelte Lydia.

«Praktischer! Du willst für eine Hochzeit doch kein praktisches Kleid haben. Komm, lass uns ins Geschäft hineingehen.»

Lydia probierte zuerst das Kleid mit den Tupfen. Es sass wie angegossen, liess sie schlank und sehr elegant erscheinen. «Ich möchte das andere noch probieren», verlangte sie. Die Mutter zog die Stirn in Falten, als sie ihre Tochter in dem praktischen Kleid vor sich stehen sah, aber ihr Missfallen nützte nichts. Lydia wählte das Uniblaue. Für den Preisunterschied konnte sie den Zwillingen Schuhe und dazu noch Stoff für neue Vorhänge kaufen. Henri schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, als sie ihm am Abend von diesem Kauf erzählte.

«War es dir nicht möglich, für dies eine Mal auf deine verwünschte Sparsamkeit zu verzichten? Ich hätte an dieser Hochzeit gern das Mädchen von früher in dir gesehen und stolz auf dich sein mögen. Müssen denn alle auf den ersten Blick erkennen, wie fad und langweilig du geworden bist?» Mit zornigen Tränen in den Augen stürzte Lydia aus dem Zimmer.

*

Am nächsten Tag ging alles schief. Susy bekam Halsentzündung, steckte Annie an und beide lagen eine Woche im Bett. Nachher war Lydia zu müde, um sich noch auf das Hochzeitsfest zu freuen. Sie ging, während die Mutter bei den Kindern sass, zum Coiffeur. Aus einem plötzlichen Impuls heraus liess sie sich auch noch Manicure machen und

kaufte ein modernes Lippenrot, schalt sich aber auf dem ganzen Heimweg wegen dieser Extravaganz.

Als sie zu Hause den neuen Hut anprobierte, sagte Annie: «Schön bist du, Mutti!» Ein Lächeln erhellte Lydias Züge, langsam nahm sie den Hut vom Kopf. Etwas im Ton ihrer kleinen Tochter hatte sie an Henri erinnert. «Wie schön du bist, Lydia», pflegte er zu sagen, wenn sie etwas neues trug. Sie versuchte die Gedanken daran auszuschalten, aber es gelang ihr nicht. Wie sonderbar es war, dass ein kindlicher Ausspruch sie auf diese Weise beeindrucken konnte.

Schon früh am nächsten Morgen brachte sie die Kinder zur Grossmutter. «Ich gehe noch zu Speider», bemerkte sie beim Abschied und sah Verständnis und Freude im Gesicht ihrer Mutter aufleuchten.

Es war kurz vor zwei Uhr, als Lydia langsam die Treppe herunterkam. Henri blickte ihr vom unteren Flur aus entgegen, und als sich seine Augen weiteten, las sie Staunen und Bewunderung darin.

«Lydia — du holtest dir doch noch das andere Kleid? Du siehst entzückend aus!» Impulsiv breitete er die Arme aus und ebenso impulsiv eilte Lydia die letzten Stufen hinunter zu ihm hin. Aber Henris frohes Lächeln erlosch, als er in Lydias Gesicht blickte.

«Hast du das Kleid umgetauscht, weil es dir selber Freude machte, oder nur meinetwegen», forschte er.

«Nur meinetwegen», gab Lydia ehrlich zu.

Als Lydia in das reizende, glückstrahlende Gesicht ihrer Freundin blickte, fragte sie sich unwillkürlich, ob Anita dieses Glück wohl erhalten bliebe. Würde sie an das Heute zurückdenken können, wenn das Morgen grau und öde geworden und alltägliche Probleme die ganze Kraft beanspruchten? Während die Feier ihren Anfang nahm, schmerzte Lydias Kehle vor unterdrückten Tränen.

Unter den Klängen des Hochzeitsmarsches schritt das junge Paar durch die Kirche. Lydia sah die Blicke, die Anita ihrem Gatten zuwarf und erkannte plötzlich, dass Anita von der Ehe nie enttäuscht sein würde, weil sie jetzt schon wusste, worauf es ankam, und nicht erst des Zuspruches von Gatte und Mutter bedurfte. Sie wusste, dass Mörtel und Steine nicht das Heim ausmachten, dass es Frohsinn dazu braucht und — Liebe. Wieder hatte Lydia Mühe, die Tränen zurückzudrängen.

Dann lag Henris Hand unter ihrem Ellbogen und lenkte sie durch das Kirchenschiff hinunter in den Sonnenschein hinaus. Lydia holte tief Atem. «Ich möchte dir sagen, dass ich mich jetzt selber über das elegante Kleid freue und froh bin, nicht Schuhe und Vorhänge gekauft zu haben. Ich verschwand in all dem Haushaltkram.» Und sie fügte lächelnd hinzu:

«Den gibt es natürlich in jeder Ehe, aber sie darf nicht davon ausgefüllt sein, es muss Raum bleiben für die wirklich wichtigen Dinge. Es ist gut, hin und wieder leichtsinnig zu sein und sich für dich schön zu machen.»

Sie standen im Sonnenschein und sahen so glücklich aus wie die Neuvermählten, die soeben in ihrer Kutsche davonrollten.

Steffi Bach

D I E G E S C H W I S T E R

Die kleine Gasse, auf die ich jeden Morgen beim Oeffnen der Läden hinabblicke, gleicht einer rumpeligen Steintreppe. Grasbüschel wachsen zwischen ihren Steinen, lange gelbe Halme und Weigerich und allerlei Unkraut. Wenn es regnet, fliesst das Wasser in ihr hinunter bis in den See, wie in einer dafür gebauten Rinne.

Dieses Treppengässchen ist immer belebt. Da schreitet ein Hahn mit einigen mageren Hühnern, hungrige Katzen schleichen darüber hinweg, alte und junge Frauen mit Kopftüchern bleiben schwatzend stehen; hauptsächlich aber sehe ich Kinder auf ihr hinunter- und heraufsteigen. Täglich kommen die beiden dunkelhaarigen Brüder zwei- bis dreimal mit ihren kupfernen Kesseln an den Madonnenbrunnen die Treppengasse gegangen, um Wasser zu holen. Der Ältere voran, der Jüngere im schmutzigen, gestreiften Leibchen folgt langsam nach. Der Ältere hilft ihm, wenn der Kessel zu schwer ist, der Jüngere blickt dann zu ihm auf, mit Bewunderung im Blick. Oft rufen sie auch beide nach der Schwester: «Yolanda,

vieni, aiuta il peti...» Und Yolanda eilt die Steintreppe herauf, barfuss, nicht einmal Zoccoli besitzt sie, denn alle drei Kinder sind arm wie Hiob und scheinen doch so reich, denn sie gleichen der Natur, die sie umgibt, und ihre Gedanken kreisen nicht um Besitz und seinen Schein und der ewigen Gier, die vom Besitz ausgeht. Sie sind einfach da und leben.

Ich sehe die Brüder oft Hand in Hand gehen oder Yolanda sitzt mit ihnen in der alten Barke, und ihr schützender Arm legt sich um den Kleinen. Geschwisterliebe herrscht zwischen ihnen, aus der Natur selbst hervorgeblüht, aus der noch guten Kindlichkeit. Wenn sie grösser werden, wird sie vielleicht verwelken, erstickt durch die Forderungen des Lebens.

Eines Morgens sah ich die drei Geschwister unten am See, wo der kleine Strand mit den alten Weidenbäumen steht.

Sie stiegen alle drei in die Gabelungen der Aeste, sassen dort und blickten auf den weiten Wasserspiegel hinaus. Ihre bunten Kleider schimmerten durch die dichten, silbrigen Blätter wie das Gefieder fremder Vögel, und ihre mir unverständlichen Zurufe erhöhten den Eindruck exotischer Lebewesen noch mehr.

Es waren kleine Greife, die sich an die Aeste klammerten, wartend, dass ihnen Schwingen wünschen und scharfe Krallen, um es den Menschen gleich zu können. Sie würden das Brudersein mit dem Menschsein vertauschen, und jedes von ihnen würde mit allen Mühsalen des Alleinseins und des schweren Ichs leben müssen.

Das Treppengässlein ihrer Kindheit aber bliebe ihnen dennoch unvergessen, es würde immer wieder wie im Traume auftauchen, wenn der Weg ganz schwer und steil und hoffnungslos wäre, denn sie war ja von Brüderlichkeit und Schwesternliebe überstrahlt worden, von der beschützenden Liebe aller Aeste, die den Baum des fortwirkenden Lebens ergeben.

Aerzteanekdoten

Roncati war ein sehr berühmter Irrenarzt und Leiter der Irrenanstalt von Bologna. Nach dem täglichen Besuch der Anstalt sagte er einmal beim Ausgang den Studenten:

«Wir haben das kleine Irrenhaus visitiert, jetzt treten wir in das grosse.»

Mitgeteilt von N. O. Scarpi